Das Haus zum Heimweh [Schluss]

Autor(en): **Huggenberger, Alfred**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 25

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-642898

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 25 - 28. Jahrgang | Verlag: Berner Woche, Bern | 18. Juni 1938

Feldweg.

Von Adolf Holst.

Schwalben über meinem Weg,
Kaum erhascht — verschwunden!
Herdenläuten im Geheg
Und ein schmaler Wiesensteg,
Rosenüberbunden.

Lerchentriller über mir
Irgendwo im Blauen,
Mühle dort — und Hüttchen hier,
Und vor blauer Balkentür
Rotberockte Frauen.

Rechts und links den Rain entlang
Windgewellte Felder,
Silbersensen-Dengelklang
Und ein ferner Kuckuck-Sang,
Aus dem Dom der Wälder!

Warum sollt' ich fürder geh'n?
Laß doch andre hasten!
Eine Wiese wunderschön,
Wo die Margueriten steh'n',
Ladet hold zum Rasten.

Und schon lieg' ich längelang
In den weißen Sternen;
Lerchentriller, Kuckuck-Sang
Und ein feiner Sensenklang
Weht aus weiten Fernen.

Ueber meine braune Hand
Turnt ein grüner Käfer;
Auch dies letzte Bild entschwand.
Nichts im Märchen-Mittagsland
Stört den stillen Schläfer.

Das Haus zum Heimweh.

Erzählung von Alfred Huggenberger — Schluss.

Sie schüttelt langsam verneinend den Kopf. „Ueber diese Sache müßten wir noch reden. Ich habe nicht im Sinn, aus dem Dorf Buchhalden wegzugehen. Ja, ich muß es dir mit schwerem Herzen bekennen: nicht einmal mit dir."

Er kommt aus dem Erstaunen nicht heraus. „Was plagen dich denn für Grillen? Jetzt hab ich wahrhaftig schier vor dir niederknien müssen — und nachher, da kommst du mir nun so!"

Sein unfreundlicher Vorwurf vermag keinen Eindruck auf sie zu machen. „Ich muß es dir noch einmal und mit aller Liebe, mit aller Freundschaft sagen: Es ist nicht zu machen, daß ich einen andern Weg gehe. Ich bin fest an dieses Dorf und an das Haus zum Heimweh gebunden."

Otto Gerteis starrt sie mit offenem Munde fast wie eine verwunschene Erscheinung an. „Nun ist aber das Spaßen an dir, meine ich! — Komm jetzt, komm! Laß mich mit deiner Mutter reden. Sie ist eine verständige Frau."

Regine steht steif zusammengerafft vor ihm da, ganz Festigkeit, ganz ablehnende Scheinruhe. „Ich will nicht, daß du meine Mutter beschwatzest. Und wenn du das am Ende noch zustand brächtest: es kommt auf mich an. Ich hange nicht bloß am Haus, ich hange an der Luft, an den Aeckern, an den Wiesenpfaden zur Glockenblumenzeit. Nicht von weitem kann ich an etwas anderes denken. Es käme auch kein Glück dabei heraus. Wir sind nun einmal so geboren. Wir können nichts dafür."

Er schüttelt nur immer ohne jedes Verständnis den Kopf. „Da könnte einer ja verrückt werden. — Denk dir, als ich heute an euerem Heimweselein vorbeiging, da ist es mir wahrhaftig vorgekommen, als müßte die Weinrebe das Haus halten."

„Red nicht solche Sachen daher!" verweist sie ihm sehr ernsthaft. „Du tust mir weh."

„Und du tust mir leid!" Er wendet sich unwillig ab. „Aberglauben und schwärmerisches Gefasel, die beiden ziehen bei mir nicht. Es ist wahr, grad deine Sonderlichkeit hat mich zu dir hingezogen. Aber zuviel ist zuviel. Eines geb ich dir jetzt da in euerem Holz wie schriftlich in die Hand hinein: Das geschieht eine halbe Stunde nach dem Jüngsten Tag, daß ich dir in deine Heimwehtrucke hinein nachhupfen werde. Vielleicht sagt heut eine andere ja zu mir. Wenn dir etwas daran gelegen wäre, könntest du nicht so zu mir sein."

Damit wendet er sich waldauf. Regine sieht ihm trockenen Auges nach, bis ihn die nächste Wegbiegung ihren Blicken entzieht.

„Es hat wohl so gehen müssen", sagt sie leise zu sich selber. „Man sollte sich halt den Lebensweg doch nicht vorher mit Pfählen einhagen."

Daheim angekommen, schaut sie sich das Haus und die reich mit Trauben behangene Rebe mit prüfenden Augen an. Es kommt ihr alles ein bißchen verschupft vor; die alte Scheune mit dem Katzenloch im Tennstor will sich fast vor ihr entschuldigen.

Summend steigt sie in ihre Kammer hinauf. Die Mutter darf heute noch nichts merken; sie selber will erst ganz mit der Sache fertig sein.

An ihrem kleinen Tischchen sitzend, zählt Regine die mitgebrachten Haselnüsse fast unbewußt noch einmal ab. Es sind wirklich 164 Stück. Drei von den größern versorgt sie in einem zierlichen Schächtelchen und legt das, mit einem roten Seidenband zugebunden, in das Heimlichkeitenfach ihres Schrankes. Es könnten vielleicht die drei vom Haselnußbaum sein . . .

Vier Jahre sind für ein Dorf, für ein Haus, für ein Leben keine lange Zeit; und doch kann in dieser kurzen Spanne allerlei geschehen, das ein Dorf beschäftigt, ein Haus nahe angeht und ein Leben mit ganz neuem Inhalte füllt.

In Buchhalden ist seit langem kein Sonntag vergangen, ohne daß in der Ilge und im Bären von Felix Imhof und von seinem beneidenswerten Aufstieg die Rede gewesen wäre. Das hat man noch kaum je erlebt, daß ein geborener Kleinbauer sich mit so viel Weitblick und Tatkraft schon in verhältnismäßig jungen Jahren über die andern emporgebracht hätte, wie dieser schweigsame Schaffer, dessen Land- und Waldbesitz sich bereits mit dem des Presi Gerteis messen konnte. Mit der Entwässerung und Urbarmachung der verachteten Sumpfwiesen am Schaubühlweg ist ihm ein großer Wurf gelungen: neun Jucharten ertragreiches Neugebiet, das sich in drei Jahren bezahlt macht. Er fährt mit der Mähmaschine, da, wo einem vordem das Wasser in die Schuhe rann.

Am meisten aber beneidet man den Imhof im Dorfe darum, daß er durch seine Einheirat ins Haus zum Heimweh die beste Frau in Buchhalden gewonnen, eine Frau, die ihm sogar Otto Gerteis mißgönnt, der ihr zulieb oder zuleid das schöne Gut in Mühlesteinen seinem Bruder überlassen und den väterlichen Besitz zum Freihof übernommen hat.

Vom Hause zum Heimweh ist zu berichten, daß es eigentlich gar nicht mehr das Haus zum Heimweh ist. Fast von dem Tage an, da die stille Frau, die ihm den treuen, lieben Namen gegeben, es zum zweitenmal verließ, diesmal mit dem Tod als Hochzeiter, hat Felix Imhof mit dem Zuführen von Sand und Baumaterial begonnen. Nach Verlauf eines kurzen Bauernsommers zeigte der alte, bescheidene Fachwerkbau der Straße ein neues, ein steinernes Gesicht. Aus hohen, hellen Fenstern, mit grünen Schlagläden geschmückt, blickte es, über sich selber und seinen neugebackenen Stolz verwundert, Dorf und Menschen, vor allem aber die unscheinbar gebliebenen Nachbargehöfte mit herablassendem Wohlwollen an, die kurzgehackte, zu kleinen Bündeln gebunden unterm Schopfdach dörrende Hausrebe sogar mit einem leisen, von Schadenfreude nicht ganz freien Bedauern. Viel, sehr viel tat sich das Haus von Anfang an auf das granitene Türgericht zugut, auf dessen Korbbogen Feldfrüchte eingemeißelt sind, sowie sein neuer, hochklingender Name „Zur Pünt". Es war so kurzweilig zu hören, wenn die Bauern im Vorbeigehen zueinander sagten: „Ja, der darf das hochmütige Wort schon an seine Bude tun: auf den Püntenäckern ist er jetzt Herr und Meister."

Wo ist denn die Haselnußsucherin von ehedem geblieben? Wo war sie beim Weghauen der von ihrer Mutter gepflanzten und heilig gehaltenen Rebe? Hat sie sich nicht gewehrt, als das blaue Täfelchen mit der Aufschrift „Zum Heimweh" vom Türsturz weggebrochen wurde?

Nein. Frau Regine Imhof hat zu ihrem Manne gesagt: Es muß sein. Sie hat das blaue Täfelchen im Familienschrein versorgt, sie hat auch keine Träne dabei geweint, aber sie ist festgeblieben; festgeblieben in dem starren Wahn, es gebe jetzt in der Welt nur noch eine einzige Frage: Wird mein Mann im Dorfe Buchhalden obenaus schwingen, oder der andere? Der andere ist Otto Gerteis.

Ja, das ist in den vier Jahren aus dem klugen, klaren Bauernkind Regine Bächler in den Augen der Dorfleute geworden: ein leidenschaftlich auf Besitz und äußere Ehren erpichtes Weib. — Sie ist es, und sie ist es nicht. Sie hat ihr Herz gewaltsam zugeschüttet. Sie ist sich jede Stunde bewußt, daß alles auf falschem Wege gleitet. Aber sie muß auf dem Weg traumhäuptig mitschreiten. Sie muß, es ist ihr Verhängnis. Der Zorn gegen sich selber regiert ihren Tag, die heftige Auflehnung gegen die hilflos bestrittene Erkenntnis, daß sie in ihrem Innersten von Otto Gerteis noch nicht losgekommen ist..

Die verschwiegene Feindschaft, die Felix Imhof dem jungen Freihofbauern entgegenbringt, und die auf dessen unbedachte Rede zurückgeht, er, Imhof, sollte sich seine Frau auf dem Viehmarkt in Großstalden aussuchen können, diese heimliche Feindschaft ist für Otto Gerteis mit ein Ansporn dazu, seine ganze Kraft einzusetzen, damit der vom Glück sichtlich begünstigte Gegenspieler dem Freihof seine alte Vorzugsstellung in Buchhalden nicht zu entwinden vermöge. In dem zähen Kampf zwischen den zwei ehemaligen Nebenbuhlern steht Regine mit beinahe fanatischem Eifer auf dem Platze, der ihr vom Schicksal zugewiesen ist. Aber wenn sie nachsinnend in der neuen, hellen Stube steht, die für sie noch keine Seele hat, und sie sieht Otto Gerteis die Straße heraufkommen, dann geht sie wie ein Schatten in die Küche hinaus. Sie steht am Herd, das Gesicht in die Hände gepreßt und schilt sich eine schlechte Person, des ehrlichen Namens nicht mehr wert. Sie geht im heimlichen so weit, ihre Kinderlosigkeit als wohlverdiente Strafe anzusehen dafür, daß sie ihrem Mann die rechte, innige Hingegebenheit schuldig bleiben muß. Manchmal hat sie es mit Beten versucht. O, in Kindertagen, da sind ihr beim Beten immer so schöne, klare Gedanken gekommen; jetzt wird nur ein böses Hadern mit sich und dem Herrgott daraus. —

Der Presi Gerteis ist amtmüde geworden. Das heißt, er gibt das vor; in Wirklichkeit — es besteht im Dorfe kein Zweifel darüber — will er durch den rechtzeitigen Rücktritt seinem Sohn die Nachfolge im Gemeinderat sichern. Es könnte eine Zeit kommen, wo der verhaßte Emporkömmling ihm diese Ehre streitig machen würde.

Aber auch der alte Freihofer hat seine Widersacher und Neider im Dorfe, und die sind nun mit großem Eifer hinter Felix Imhof her und bereden ihn, sich auch zur Wahl empfehlen zu lassen.

Der Püntenbauer zieht seine Frau zu Rat, ja er stellt geradezu auf sie ab. Regine hat sich vor den Männern auszusprechen. Sie sagt nicht ihre Meinung, sie sagt, was sie sagen muß, klar und ohne mit einer Wimper zu zucken: „Ein verständiger Mann, der seine eigenen Sachen recht in die Hand nimmt und gut durchführt, der soll sich auch für ein Amt hergeben." Sie weiß, daß man Otto Gerteis dieses Wort zutragen wird; ja er steht, für die andern unsichtbar, irgendwo in der Stube, sonst hätte sie vielleicht anders gesprochen.

Es gibt eine leidenschaftliche Wahlschlacht; die Geister platzen hart gegen hart aufeinander. Im Anzeiger von Großstalden werden die beiden Amtsanwärter nach allen Kanten beleuchtet; sie werden geehrt, gerühmt, getadelt, angegeifert und mit aus den Mundwinkeln triefendem Lobe bis zur Unkenntlichkeit beschmiert.

Felix Imhof siegt mit fünf Stimmen Mehrheit. Seine Anhänger pflanzen in der Nacht ein Tännchen mit roten und weißen Bändern vor dem Hause zur Pünt auf, das aber am zweiten Morgen geschunden und entästet auf dem Miststock liegt.

Regine läßt sich von den Nachbarinnen als Frau Gemeinderat anreden. „In fünf Jahren ist Euer Mann Presi von Buchhalden", sagt der Schuhmacher Kläusli zu ihr. „Der rechte Mann am rechten Ort! Wenn ich zehn Stimmzettel abzugeben gehabt hätte, ich wäre zehnmal für ihn eingestanden." Und sie hat doch tags vorher mit eigenen Ohren gehört, wie der Kläusli dem alten Freihofer beim Zwetschgenpflücken von der Leiter herab zurief: „Gebt nur acht, Presi, es kommt schon alles wieder zum rechten Loch hinaus! Strenge G'walt wird selten alt!"

Die neue Frau Gemeinderat geht manchmal ohne klare Gedanken in dem frisch aufgeputzten und bemalten Hause umher. Wenn die große Rebe noch da wäre, die alle Fenster mit Laub eingerahmt hat! Der neu eingepflanzte Stock will nicht gedeihen, es ist, wie wenn ein Unsegen auf ihm läge. Dann

wieder holt sie das blaue Täfelchen aus seinem Verwahrsam, betrachtet es kopfschüttelnd und versorgt es wieder. Sie kommt sich selber oft wie unwesenhaft vor. Sie kommt sich vor wie ein irgendwo auf der Straße liegen gebliebener Schatten, dem sein Urbild abhanden gekommen ist.

Ungefähr eine Woche nach der Wahlschlacht sagt Felix Imhof einmal nach dem Mittagessen zu seiner Frau: „So — im Frühjahr kommt nun der Scheunenbau an die Reihe. Der Stall ist, wie alles, alt und eng. Mit der neuen Scheune will ich das Tüpflein aufs i setzen. Ich muß jedes Jahr einen Drittel Heu verkaufen, weil ich nicht alles unterbringen kann. Schlecht bin ich dabei nicht gefahren; aber so, wie ich jetzt dastehe, muß ich meine Wirtschaft zünftig betreiben. Man sieht auf mich. Ich will es auf 16 Kühe bringen, und dazu braucht man Lager und Heudielen. Wenn der Gerteis mich dann einholen will, mag er sich den nötigen Bauplatz auf dem Viehmarkt zu Großstalden kaufen, ist er doch mit seinem Freihof nach allen Seiten hin eingeklemmt und eingebaut. Wir aber haben noch den Baumgarten hinter Haus und Scheuer frei. Ein Kreuzfirst mit bequemer Heueinfahrt, dann hab ich, was ich haben will und was sich im Dorf kaum ein zweiter einrichten kann. Was nützt mir das Geld auf der Bank? Mit dem Geld kann ich ihn nicht an die Wand drücken; ich muß ihm auf andere Art zu merken geben, daß in Buchhalden keiner mit dem Herrgott einen Vertrag auf ewig abschließen kann."

Regine hat zuerst erschrocken aufgehorcht; aber im gleichen Augenblick ist sie schon mit allem fertig gewesen. Das Haus ist nicht mehr ihr Haus; sie hat es weggegeben, irgendwem, es ist gleichgültig, wem. Aus ihrer Kinderkammer ist ein Kornbehälter geworden. Es hat sich so schön geschickt, den Zugang von der Diele her zu schaffen. — Ist sie noch eine Buchhalderin? Hört sie die Glocken noch läuten am Sonntag? Die Glocken wissen alles von ihr. Sie wissen, daß sie jetzt, wenn der Tag noch einmal käme, mit Otto Gerteis hingehen würde, wohin es ihm gefiel . . .

„Die Bäume reuen mich zwar ein wenig", meint Felix Imhof so nebenbei. „Aber sie stehen auch viel zu dicht, der Ertrag ist gering. Der große Schründlerbirnbaum macht nun mit seinem Stamm wenigstens einen Teil von dem gut, was er aus Faulheit versäumt hat. Mit dem Blühen ist nicht alles getan."

An einem schönen Spätherbsttag werden die Aexte geschliffen. Regine kann in der Küche das Quietschen des Schleifsteins vernehmen, den sie dem Oheim als Kind oft drehen mußte, wenn er im Vorwinter ans Holzen ging. „Es ist gut, daß uns die Bäume nicht hören können", pflegte er jedesmal zu sagen. Aber die Bäume im Garten vermögen wohl jedes Wort zu erlauern, das der Knecht Johann und der alte Holzer Kienast jetzt beim Schleifen miteinander wechseln. Sie reden ja beide laut genug, weil der Kienast übelhörig ist. „Mit dem kleinen Geschmeiß, mit den Zwetschgenbäumen und auch mit dem Pfundapfelbaum geben wir uns nicht lang ab, die werden einfach umgesägt, weil ja dort der Erdwall für die Heueinfahrt hinkommt. Aber der alte Schründlerbaum hinten am Bord, der fällt nicht vom ersten Streich."

Da geht sie hinaus und redet ihren Mann, der in der Scheuer die Seile zurechtmacht, bittend an:

„Wolltest du nicht noch ein Jährchen oder zwei warten? Vielleicht haben wir doch noch das Glück, ein Kind zu bekommen; dann wäre ich halt so gern einmal mit ihm in der Baumhütte gesessen."

Sein Wesen ist wie immer freundlich und überlegen. „Du bekommst doch dein Gartenhäuschen unterm Fenster, viel hübscher gemacht, als dem Freihofer seine alte Schindelbude, auf die er so einen Stolz hat."

„Ja, da freue ich mich darauf", sagt sie mit einem unwahren Lächeln und läßt alles erledigt sein.

Regine Imhof sieht von einem der hintern Kammerfenster aus zu, wie der Tod im Baumgarten seine Arbeit tut. Manchmal will etwas wie Schadenfreude über sie kommen. Die Bäume sind doch auch mit schuld daran, daß sie damals mit verstocktem Eigensinn den Strich unter ihr Leben zog. Sie sieht zu, wie dem Pfundapfelbaum auf der einen Seite die Aeste abgesägt werden, damit er sich hinlegen kann.

Und nun geht sie gar hinab, legt mit Hand an. Sie ist nicht mehr ganz klug, sie tut alles halb abwesend. Sie nimmt eine Axt und entästet damit den gefällten kleinen Pflaumenbaum, an dem sie als Kind so oft ihre Kraft versucht hat, um einige der wunderbaren Früchte herabzuschütteln. Sie tritt auch zu dem Holzer Kienast hin, der die Erde um den Wurzelstock des Schründlerbirnbaumes aushebt und auf die bloßgelegten Wurzeln mit scharfen Beilhieben einhaut, daß die Späne weithin fliegen. „Ein Tagwerk reicht da nicht hin", sagt der Holzer, indem er sich mit dem Schweißtuch das rote Gesicht trocknet. „Die Grundwurzeln kommen erst am Morgen dran. Aber dann wird's einen Plumps geben."

*

Es ist Abend geworden. Axt und Säge haben ihr Werk eingestellt. Regine kann es sich nicht versagen, in den kahlen, fremden Garten hinauszutreten, wo Stämme und Astwerkhaufen wüst durcheinanderliegen. Sie steht eine gute Weile neben dem großen Birnbaum und glaubt zu bemerken, daß der Wurzelstock sich in der aufgeworfenen Grube leicht bewegt, wenn ein etwas stärkerer Windhauch oben durch die Krone zieht. Die Tränen rinnen ihr über die Wangen; sie geht gesenkten Kopfes dem Hause zu.

Da glaubt sie ein leises Knacken und Reißen hinter sich zu vernehmen. Sie sieht sich herzerschrocken um: Der Baum kommt! . . . Die morschen Grundwurzeln haben nachgegeben.

Flüchtigen Fußes sucht sich die Frau aus dem Bereich des Todes wegzubringen; aber Stämme und Asthaufen hemmen den fiebernden Lauf. Der breite Wipfel des niederbrechenden Riesen erfaßt die Fliehende noch, es gibt kein Entrinnen.

Das Krachen der berstenden Aeste ruft den Knecht aus der Scheuer heraus, auf dessen Hilfeschrei auch Felix Imhof herbeistürzt. Die beiden mühen sich mit Aufbietung aller Kräfte, die Verunglückte aus der Umklammerung zu befreien. Sie tragen die leblose Frau ins Haus und bringen sie aufs Lager.

Es ist nicht viel Hoffnung. Der Arzt, der nach einer Stunde herkommt, schüttelt den Kopf. „Da wird ein anderer helfen."

Gegen Morgen erlangt Regine noch einmal für kurze Augenblicke das Bewußtsein. Sie hält ihrem Manne mit zarten Worten an, er möge ihr verzeihen, daß sie zu manchen Malen nicht so gut zu ihm gewesen sei, wie er es um sie verdient hätte. Ihre letzte Bitte ist: „Tu mir den Gefallen und gib mir die blaue Heimwehtafel in den Totenbaum mit, und das Schächtelchen im Schrein mit den drei Haselnüssen . . ."

Im jungen Sommer.

Weiche Luft, ein fern Gewitterrollen,
Weiche, feuchte, fruchtbeschwerte Luft.
Sommer goß die tausend wundervollen
Schalen überfließend voll von süßem Duft.
Goldner Ginster hält dir den Pokal entgegen,
Schwere, knospende Syringendolden
Küssen auf die Wangen dir den lauen Regen,
Der sich barg bei diesen Wunderholden.
Und die Birken atmen leise, leise
Starken Duft, der doch so herb, so fein.
Das ist jungen Sommers köstlich schöne Weise,
Spendend, segnend will er Herrscher sein.

M. F.